

hatte. Hier und dort, vielleicht auch in Kemel, mag erst dann ein wesentlicher Fortschritt bei der Erneuerung der Kirche erreicht worden sein, als Pfarrer eingesetzt wurden, die auf einer evangelischen Universität, in Wittenberg oder Marburg, studiert hatten. Ein solcher war Walter Schellemann aus Brabant, der 1531 an der hessischen Landesuniversität Marburg studierte und zugleich an der dortigen Höheren Schule, dem sogenannten Pädagogium, unterrichtete. Er wurde bald Pfarrer in Kemel, blieb allerdings dort nur bis 1534/1535, um die Pfarrei Wiesbaden zu übernehmen.

Lange bevor Landgraf Philipp in unserer Heimat die Reformation einführte, mag man schon Luthers Lehre geschätzt haben. Sonst hätte kaum Gerhard Nassauer aus Kemel im Jahre 1515 die Universität Erfurt aufgesucht, an der Luther selbst studiert hatte und die eine Pflanzstätte der kirchlichen Erneuerung wurde.



Die Klosteranlage Gronau im Jahr 1584, kolorierter Holzstich von Arnold Mercator (1537-1587). Das Kloster war von Landgraf Philipp im Zuge der Reformation 1537 aufgelöst worden. Die Gebäude dienen jetzt als Hospital für alte, epileptische oder psychisch kranke Männer.

Zweimal Adolf Schulz

Geschichten aus dem 20. Jahrhundert



Adolf Schulz (1886 -1935)
Die Aufnahme entstand um 1910 in Wuppertal.

In Erinnerung geblieben ist er ihm zunächst vor allem als der **Onkel**, der hin und wieder einmal von weither mit seinem **BMW-Dixi** zu Besuch kam. In den 1930er Jahren war das eine Attraktion. Da fuhren noch nicht so viele Autos durch **Kemel**. Er war nicht nur der jüngste Bruder seines Vaters und im selben Haus geboren und in dieselbe Schule gegangen. Er war auch sein Patenonkel. Und er trug genau den gleichen Namen: **Adolf Schulz**. Eines Tages, es war im September 1935, hieß es, Onkel Adolf sei tot. Er habe sich das Leben genommen. Und das habe etwas mit „dem Hitler“ zu tun, wurde gemunkelt. Mit zehn Jahren fängt man an, sich so seine Gedanken zu machen. Aber die **ganze** Geschichte hat er erst viel, viel später erfahren. Bei der Beerdigung von Onkel Adolf war er nicht dabei. Noch nicht einmal Onkel Adolfs Frau war dabei, und auch nicht die fünf Kinder, Adolfs Cousins und Cousinen. Aber auch das hat er wahrscheinlich erst sehr viel später erfahren. Denn, wie gesagt, der Onkel und seine Familie, die wohnten alle ganz weit weg, in der Nähe von **Bremen**. Und fest stand: Er würde jetzt nicht mehr kommen mit seinem Dixi.



BMW-Dixi

Onkel Adolf war, wie es der **Familientradition** entsprach, zunächst bei der Post. Nun war die Familie aber auch der Kirche sehr verbunden. So ergab sich die Gelegenheit, in Wuppertal die Barmer **Missionsschule** zu besuchen. 1912, im Alter von 26 Jahren, legte er in Fulda als „**Externer**“ das Abitur ab. Adolf wollte, wie auch schon sein ältester Bruder Max, Pfarrer werden. In Halle an der Saale begann er mit dem Studium der Theologie. Allerdings kam dann der **Erste Weltkrieg** dazwischen, und Adolf verbrachte mehr Zeit auf den Schlachtfeldern in **Frankreich** und **Belgien** als in den Hörsälen und hinter theologischen Büchern. Der Sohn eines Kemeler Landwirts, Schreiners und „**Posthalters**“ verfügte nicht über die entsprechenden Beziehungen, um sich immer wieder einmal einen „**Studienurlaub**“ gewähren zu lassen, wie das für die Söhne aus besseren Kreisen gang und gäbe war. Bei Kriegsende war Adolf Schulz, der als **Sanitätsunteroffizier** eingesetzt war, mit seinen Nerven völlig am Ende. Er brauchte lange, um sich wieder einigermaßen zurechtzufinden. Dennoch konnte er 1920, vierunddreißigjährig, sein Studium abschließen und noch im selben Jahr heiraten. Bald wurde auch ein erstes Kind geboren. Die junge **Familie** zog im August 1920 ins Pfarrhaus von Simmersbach im damaligen Kreis Dillenburg, im Dezember 1926 weiter nach Krumbach,



Harpstedt in der Zwischenkriegszeit

nordwestlich von Gießen. Im November 1931 erfolgte dann der ganz große Umzug nach **Harpstedt** in der Grafschaft Hoya, unweit von Bremen. Über die Gründe dafür ist heute nichts mehr bekannt. Verbunden war damit ein Wechsel von der Nassausischen in die Hannoversche Landeskirche. Und die Leute sagten jetzt nicht mehr „Herr Pfarrer“, sondern „Herr Pastor“.

Es waren politisch bewegte Zeiten. Die **NSDAP** konnte bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 ihren Stimmenanteil gegenüber der letzten Wahl 1930 mit 37% mehr als verdoppeln. Auch in der

evangelischen Kirche wurde der Aufstieg der Hitlerpartei von einer Mehrheit mit großen Erwartungen verbunden. **Berührungängste** gab es zunächst nicht. Das galt auch für Pastor Schulz, der mit seinen Predigten „*die Herzen zu packen wusste*“ und als Seelsorger „*so manchem Gemeindeglied Trost und Kraft zu spenden verstand*“. „*Schon in einer Zeit, als manche andere noch schwankend oder gar ablehnend waren*“, so wird es später in seinem Nachruf heißen, „*hat er in begeisterten Worten uns die Gestalt des Führers Adolf Hitler und den Nationalsozialismus als die zukünftige Neuformung einer edlen, brüderlichen, geläuterten deutschen Volksgemeinschaft vor die Seele gestellt*“. Beim „**Heldengedenktag**“ im Frühjahr 1932 in der überfüllten Harpstedter Christuskirche und dann beim Ehrenmal hat er in Anwesenheit von Kriegervereinen, Stahlhelm und SA „*ein Bekenntnis zu deutscher Art, deutschem Glauben und zum deutschen Vaterland abgelegt, wodurch*“, wie man meinte, „*der Gottesglaube erneuert wurde*“. „*Wer spürt nicht den **Hammerschlag Gottes** beim Schmieden des neuen Reiches?*“ zeigte Schulz sich in einer Predigt wenige Wochen nach der „**Machtergreifung**“ der Nationalsozialisten tief beeindruckt. Mit dem „**nationalen Aufbruch**“ verbanden viele damals – allen voran Adolfs großer Bruder Max – eine „**moderne**“ und „**zeitgemäße**“ Theologie und erhofften sich Freiräume für „**volksmissionarische**“ Aktivitäten, wie es sie schon lange nicht mehr gegeben hatte. Während Max sich in der „**Glaubensbewegung Deutsche Christen**“ organisierte, die eine ganz enge Verbindung zwischen Partei und Kirche anstrebte, wurde Adolf relativ schnell **desillusioniert**. Zunächst war es eine eher persönliche Nickligkeit, vielleicht auch der Enge des Dorflebens geschuldet, die seine anfängliche

Begeisterung trübte: Ein Parteigenosse vom „Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps“ hatte sich im Sommer 1934 beim Landeskirchenamt in Hannover beschwert, über die Frau des Pastors. Ihm war nämlich zu Ohren gekommen, dass Lydia Schulz sich für die Bearbeitung der zahlreichen Anfragen, mit denen das Pfarramt durch die plötzlich geforderten „**Ariernachweise**“ überschwemmt wurde, vom Kirchenvorstand eine Vergütung auszahlen ließ. Nun muss man aber wissen, dass gerade über diesen Beschwerdeführer sich zuvor der Pfarrer beschwert hatte. Walter K. war nämlich Automechaniker und hatte den BMW-Dixi des Pfarrers nach dessen Meinung höchst liederlich und dazu noch überteuert „instandgesetzt“. War das Ganze also ein **Racheakt**? Pastor Schulz reagierte in seiner Stellungnahme seinen Dienstvorgesetzten gegenüber äußerst gereizt: *„Wahrheit nannte man früher ‚Propaganda‘. Heute ist sie ‚Nörgelei‘ und ‚Volksverrat‘. Ich habe manchmal im Verlauf des letzten Jahres gedacht, dass es für einen aufrechten und geraden Menschen besser gewesen wäre, auf dem Feld der Ehre geblieben zu sein.“*



Harpstedt, Evangelische Christuskirche

Die Situation verschärfte sich im Oktober 1934. Während die Nationalsozialisten gemeinsam mit den „*Deutschen Christen*“ beharrlich das Ziel einer „**gleichgeschalteten Reichskirche**“ verfolgten, regte sich in der „**Bekennenden Kirche**“ zunehmend Widerstand, nicht gegen die Politik des Staates im Allgemeinen, aber gegen die staatliche **Vereinnahmung** der Kirche. In Harpstedt trat zunächst der Bremische Landesbischof und Gauleiter der „*Deutschen Christen*“, Heinrich Weidemann, gemeinsam mit dem Bremer **NSDAP-Bürgermeister** Otto Heider auf, wohlweislich nicht in den Räumen der Kirchengemeinde, sondern in „Stövers Saal“, dem örtlichen Parteilokal. Eine Woche später predigte der Hannoversche **Landesbischof** August Mahrahrens, der seinerseits ein Vorkämpfer der „*Bekennenden Kirche*“ war, in der überfüllten Harpstedter Dorfkirche. Im Anschluss sollte er im Pfarrhaus standesgemäß verköstigt werden. Eine festliche Tafel wurde schon am Abend zuvor eingedeckt. In der Nacht aber flogen plötzlich **Steine** durch die Fensterscheiben. Das Tafelgeschirr ging zu Bruch. Und weil der Pfarrer nie mit „Heil Hitler“ grüßte, machte sich der Mob auch noch einen Spaß, indem man laut „Heil Hitler“ skandierte und dann eine leise, einzelne Stimme, Pastor Schulz nachahmend, „Guten Tag“ sagte. Die Polizei ermittelte, freilich ohne Ergebnis.



Christuskirche
Harpstedt, Kanzelaltar
(1753)

Es dauerte nicht lange, da hing eine tote Katze an der Tür. Oder, als die Kinder aus der Schule kamen, waren wieder die Fenster eingeschlagen, die Bücher im Arbeitszimmer des Vaters aus den Regalen gerissen und in der Mitte auf einen großen Haufen geworfen. Auch in die Schlafräume war man eingedrungen und hatte die Bettdecken aufgeschlitzt. Überall flogen die Federn umher. Angstvoll wurden nun die Schlafräume der Kinder von der Straße weg in den hinteren Teil des Hauses verlegt.

Der aus Bayern stammende **Ortsgruppenleiter** Wilhelm Gunst, der sich als Dentist in Harpstedt niedergelassen hatte und als einer der Drahtzieher dieser Aktionen angesehen werden kann, war aber noch nicht zufrieden. Denn der Pfarrer hartete weiter auf seiner Stelle aus, statt, wie es naheliegend gewesen wäre, um eine Versetzung anzuschreiben. Stattdessen tat er sich sogar als Mitunterzeichner eines **Protesttelegramms** an den „Führer“ und Reichskanzler hervor. Er machte „*Schwierigkeiten*“ bei der Ausrichtung des „*Heldengedenktags*“ im März 1935, sodass der Landrat zwischen beiden vermitteln musste.



Pastor Adolf Schulz
in Harpstedt

In einer Zeit, als es so gut wie noch keine Technik im Haushalt gab, dafür aber eine große Kinderschar, war es üblich, im Pfarrhaus ein **Dienstmädchen** zu beschäftigen. Manchmal gab es Gerüchte um Dienstmädchen. Und genau hier wollte der Ortsgruppenleiter ansetzen. Der Hausangestellten Anna M. war gerade gekündigt worden. Am 30. August 1935 erstattete sie Anzeige bei der örtlichen Polizeidienststelle, der Pastor habe „*unsittliche Handlungen*“ an ihr vollzogen. Wie sich später herausstellte, hatte der Ortsgruppenleiter den Text der Anzeige persönlich vorformuliert. Sofort leitete er eine Kampagne gegen Pastor Schulz ein. Einen tatkräftigen Unterstützer fand er in dem Automechaniker Walter K., der mit seinem **Motorrad** die Gastwirtschaften der umliegenden Dörfer abklapperte und überall Kopien der schriftlichen Anzeige verteilte. Die **Gerüchte** breiteten sich so in Windeseile aus. Noch am Abend desselben Tages, es war ein Freitag, rief der Pfarrer beim Landrat an und bat um polizeilichen Schutz. Er fragte auch, ob er von der Schusswaffe Gebrauch machen dürfe. Es sei ihm zu Ohren gekommen, SA und Partei hätten geplant, ihn „*zu überfallen und im Talar mit einem Schild um den Hals auf einem Planwagen mit Musik auf die schimpflichste Art durch den Ort zu führen*“.

Der Landrat, der seit 1919 im Amt war und sich moderat, als ursprünglich Konservativer, dem Nationalsozialismus „*angepasst*“ hatte, gewährte den Polizeischutz. Und es blieb ruhig, auch am 1. September, als Pastor Schulz in einem Nachbarort Gottesdienst hielt. Gegenüber einem Schmiedemeister, der mit seiner Frau häufig im Pfarrhaus zu Gast war, soll Adolf Schulz noch an jenem Sonntag gesagt haben: „*Bei Gott, ich bin unschuldig. Gott weiß, dass ich unschuldig bin*“. Weil man „*dienstlich und politisch*“ nichts gegen ihn habe finden können, wolle man ihn und seine Familie nun „*auf diese Weise vernichten*“. Später hat auch das Dienstmädchen geäußert, sie habe nicht „*alles*“ gesagt, „*was der Herr Gunst aufgeschrieben hat*“.

Am 2. September, vormittags gegen 11 Uhr, erschoss sich Pastor Schulz im Konfirmandensaal des Pfarrhauses. Sein ältester Sohn soll sich zu der Zeit im Garten aufgehalten und alles durchs Fenster mit angesehen haben. Bruder Max resümierte später in einem Brief: „*Mir ist es nicht im Geringsten zweifelhaft, dass es nur durch den Schaden, den er im Krieg genommen hat, dahin kommen konnte*.“ Die **Witwe** zog mit ihren fünf Kindern nach Marburg. 1973 verstarb sie als „*stille, verschlossene Frau*“ in Cölbe. Heute lebt nur noch der jüngste Sohn Konrad (*1927).

Der **Neffe** Adolf Schulz wurde am 9. April 1939 in Kemel konfirmiert. Obwohl er „*kein großer Künstler*“ war, wie er noch heute bescheiden einräumt, kam er recht bald nach der Konfirmation als **Organist** zum Einsatz, zunächst sporadisch und dann immer häufiger. Traditionellerweise war es die Aufgabe der **Lehrer**, die Orgel zu spielen. Doch hatte Kemel inzwischen einen Lehrer, „*der gänzlich im Banne der NSDAP stand*“, wie Pfarrer

Dr. May in der Pfarrchronik notierte. Zunächst sorgte der Springener Lehrer für Abhilfe. Aber auch der wurde bereits nach wenigen Monaten von der Partei gezwungen, um die Übertragung des Organistendienstes auf seine Frau zu bitten. „Der Kirchenvorstand und die ganze Gemeinde weiß, dass er sich nur innerlich widerstrebend einem ebenso verlogenen wie brutalen **Terror beugt**.“ Schon bald spielte auch die Frau immer seltener und wurde schließlich ebenfalls „auf Druck der Partei hin genötigt, ihr Organistenamt niederzulegen. Der Jugendliche Adolf Schulz versah zur großen Freude der Gemeinde den Organistendienst, nicht ohne **Anpöbelungen** von Seiten der Hitlerjugend ausgesetzt zu sein“, heißt es weiter in der Chronik. So hat etwa der „Jungvolk-Führer“ von Bad Schwalbach sonntags „sehr genau beobachtet, wer in **Kemel in die Kirche gegangen ist**“, erinnert sich Adolf Schulz noch heute. „Man musste sich stets in Acht nehmen.“ Pfarrer Dr. May half, so gut er konnte. Als der junge Schulz sich bei der **Post** beworben hatte, veranlasste Dr. May ihn, Hitlers „*Mein Kampf*“ schnell noch „*quer zu lesen*“. Die Bewerbung war erfolgreich, doch ein halbes Jahr später, im Januar 1943, wurde der „*Postschüler*“ zum **Arbeitsdienst** verpflichtet, und Pfarrer Dr. May sah sich „*gezwungen, selbst den Organistendienst zu übernehmen*.“ Auch der Arbeitsdienst in der Eifel währte nicht lange. Im April 1943 wurde der 17-jährige Adolf Schulz Soldat und kam, wie schon sein Onkel knapp dreißig Jahre zuvor, in **Frankreich** zum Einsatz. Am 31. Juli 1944 geriet er dort in amerikanische **Kriegsgefangenschaft**. Über England gelangte er im Oktober 1944 in die U.S.A., nach **Texas**. Ziemlich exakt ein Jahr nach Kriegsende wurde er wieder aus der Gefangenschaft entlassen: „*Am 3. Mai 1946*“, so erzählt er mit einem Augenzwinkern, „*bin ich – mit dem Seesack bewaffnet – in Kemel einmarschiert*.“ Schnell nahm Adolf Schulz die unterbrochene Ausbildung bei der Post wieder auf. 1973 wechselte er von der Post zur **Bundeswehr**. Seit 1987 ist er im Ruhestand. Von 1970 an war Adolf Schulz in der **Kommunalpolitik** tätig, zuletzt von 1989 bis 1993 in der Funktion eines Ersten Beigeordneten. Auch dem Kemeler **Kirchenvorstand** gehörte er, wie zuvor schon sein Vater, über viele Jahre an, von 1967 bis 2003. Und er sang mit im **Kirchchor** und im Kemeler **Gesangverein**. Vor einem Jahr musste der inzwischen 92-Jährige das Haus im Kemeler Ortszentrum verlassen, in dem er, abgesehen von der Zeit als Soldat und Kriegsgefangener, sein ganzes Leben verbracht hatte und wo die Familie schon seit dem 17. Jahrhundert ansässig war. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Anneliese, mit der er seit 1961 verheiratet ist, zog er in ein Betreutes Wohnen nach Wiesbaden. Das Haus, „*die Stamburg*“, wie der Cousin Konrad Schulz sich ausdrückte, war eben doch zu verwickelt und nicht gut eingerichtet für ein Leben „jenseits der Neunzig“. Natürlich vermisst Adolf Schulz Kemel. Aber er weiß auch die Vorzüge der **Landeshauptstadt** zu schätzen – zumal er sich in einer Wohnlage mit guter Taunusluft niedergelassen hat. Und noch immer steht ein **Klavier** in seinem Zimmer, auf dem er regelmäßig spielt, auch ohne ein „*großer Künstler*“ zu sein ...



Adolf Schulz (*1925) lebt seit einem Jahr in Wiesbaden, nachdem er zuvor fast sein ganzes Leben in Kemel verbracht hat.



In diesem Haus im Kemeler Ortskern, das mehrfach erweitert und umgebaut wurde, war die Familie Schulz – die sich zunächst „Schultes“ und dann „Schultz“ schrieb – seit dem 17. Jahrhundert ansässig.

Frank Seickel